Medien aktuell

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Zoom : Zeitschrift für Film**

Band (Jahr): **40 (1988)**

Heft 15

PDF erstellt am: **29.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

neut eindrücklichen Bildmaterials ist wieder primär der Musik und der Montage überantwortet, doch steuert Reggio das Verständnis des Zuschauers auch hier zusätzlich durch eine symbolträchtige Anfangssequenz (in «Koyaanisqatsi» am Schluss) und die Übersetzung des Titels am Ende (in «Koyaanisqatsi» am Anfang) des Films. Im Gegensatz zum ersten Teil der Trilogie wird der Zuschauer damit nicht von vornherein für eine bestimmte Sehweise eingenommen, was freilich auch heisst, dass ihm mehr Interpretationsarbeit als in «Koyaanisqatsi» abverlangt wird. Der erwähnte Auftakt zeigt ein Heer von Arbeitern auf einer Baustelle irgendwo in Südamerika oder Südostasien. Minutenlang sind nur schuftende, klitschnasse Leiber, die Sandsäcke schleppen, Beine, Arme und zerquälte Gesichter zu sehen, angetrieben, so scheint es, allein von Glass' gnadenlos stampfender Musik, in der Trillerpfeifen von Aufsehern anklingen. Bewusst verweigern uns *Graham Berry* und *Leonidas Zourdoumis* hinter den Kameras die Zusammenhang stiftende Totale, so dass die Arbeit mehr und mehr zur Metapher für die Sisiphusarbeit in einem dantesken Inferno wird. Als einer schliesslich zusammenbricht und weggetragen wird, verweist die Ikonografie des Bildes nicht auf einen namenlosen Arbeiter, sondern auf den toten Christus. Sein Märtyrertum aber hat so wenig höheren Sinn wie das Leiden zahlloser anderer, welches leitmotivische Grossaufnahmen immer wieder eindringlich darstellen.

Die implizite Frage nach der Ursache der Leiden ist das eigentliche Thema des Films. Präzise Antworten bleibt Reggio jedoch schuldig, weil der symphonische Film der komplexen Problematik der Dritten Welt nicht gerecht werden kann. Die stummen Bilder können nur einmal mehr die karge Schönheit und den Niedergang traditionsgeprägter Welten mit ihren Arbeits- und Religionsriten dokumentieren und düster das Wuchern unmenschlicher Millionenstädte voller zusammengepferchter, apathischer Menschen auf der unseligen Suche nach westlichem Wohlstand ausmalen. Wenn «Powaqqatsi» zuletzt als «parasitäres Leben» übersetzt wird, hat der Film nicht deutlich gemacht, worauf die Parasiten-Metapher bezogen werden soll. Kaum ins Blickfeld ist das Leben einer sozialen Klasse auf Kosten der andern gekommen, und nur am Rande ist mit rasenden Montagesequenzen der materialistische «üble Zauber» (eine zweite Bedeutung des Titels) angedeutet worden, den die westlichen Konsumgesellschaften als Vorbilder auf die Entwicklungs- und Schwellenländer ausüben, womit ihr Verhältnis zur Dritten Welt wohl kaum adäquat erfasst ist.

Deutlich wird imgrunde nur die Expansion der modern städtischen Lebensweise auf Kosten einer traditionell agrarischen, deren würdig gemessener Rhythmus mittels der dominanten Zeitlupentechnik sakral zelebriert wird, während man sich am rein rhythmisch diktierten Schnitt von peruanischen Tänzern auf indische Reispflücker oder afrikanische Korndrescher offenbar nicht stören soll. Zusammengezwungen nach oberflächlichen Prinzipien der Formen- und Bewegungsgleichheit, werden damit alle gezeigten Kulturen für kompatibel erklärt, ohne dass wir ihrer Problematik irgendwie näher gekommen wären. Der symphonische Film erschöpft sich im pathetischen Verweis auf die Aussenwelt einer Innenwelt, die ihm verschlossen bleibt. ■

Medien aktuell

Elsbeth Prisi

Bogen über die Generationen hinweg

Zum Hörspiel «Guten Morgen, du Schöne» von Maxie Wander

«Mich interessiert, wie Frauen ihre Geschichte erleben, wie sie sich ihre Geschichte vorstellen. Man lernt dabei das Einmalige und Unwiederholbare jedes Menschenlebens zu achten und die eigenen Tiefs in Beziehung zu anderen zu bringen. Künftig wird man genauer hinhören und weniger zu Klischeemeinungen und Vorurteilen neigen. Vielleicht ist dieses Buch nur zustande gekommen, weil ich zuhören wollte.» So schreibt Maxie Wander in ihrer Vorbemerkung zu den gesammelten Protokollen von Frauen in der DDR, die erstmals 1978 im Westen unter dem Titel «Guten Morgen, du Schöne» – ergänzt durch ein Vorwort von Christa Wolf – bei Luchterhand erschienen sind (SL 289).

Maxie Wander ist 1933 in einem Wiener Arbeiterviertel geboren und aufgewachsen. 1958 zog sie mit ihrem Mann, dem Schriftsteller Fred Wander, in die DDR, wo sie bis zu ihrem Tod 1977 mit ihrer Familie lebte. Sie war Sekretärin, Fotografin, Journalistin, schrieb Filmszenarien, Kurzgeschichten und Kinderbücher. 1980 gab ihr Mann, Fred Wander, eine Auswahl ihrer Tagebücher und Briefe

Guten Morgen, du Schöne

von Maxie Wander; eine Radiofassung der Schauspielhaus-Keller-Produktion
Regie: Nikola Weisse
Radioregie: Markus Kägi
Besetzung: Gabi A. (Katja Amberger), Ute G. (Andrea Fabian), Steffi M. (Charlotte Schwab), Lena K. (Renate Steiger)
Schnitt: Graziella Westen
Technik: Gerd Rehm
Sendedaten:
14. August, 14.00 Uhr, DRS 1,
16. August, 20.00 Uhr, DRS 2

«Leben wär' eine prima Alternative» (SL 298) heraus.

Nach welchen Gesichtspunkten hat Maxie Wander ihre Protokolle erfahren und zusammengestellt? «Ich habe nicht nach äusserer Dramatik gesucht oder nach persönlicher Übereinstimmung. Ich halte jedes Leben für hinreichend interessant, um anderen mitgeteilt zu werden. Repräsentativen Querschnitt habe ich nicht angestrebt. Entscheidend war für mich, ob eine Frau die Lust oder den Mut hatte, über sich zu erzählen.»

So sind 17 Lebenserzählungen entstanden von Frauen aus verschiedenen Schichten, in verschiedenen Lebensumständen (verheiratet, allein, geschieden, mit und ohne Kinder) und in unterschiedlichen Lebensaltern. Die Jüngste ist 16, die Älteste 74. Wie Christa Wolf im Vorwort zum Buche sagt, fügt jeder Lesende sich selber zu diesen Selbstreflexionen hinzu. Auch beim Zuhören nimmt man sogleich Partei, vergleicht automatisch mit eigenen Erfahrungen, eigenen Urteilen und kann sich mehr oder weniger in die Sprechende einfühlen.

Da spricht Steffi M. (37), Hausfrau, verheiratet, ein Kind über das, was sie aus ihrem «Märchen Kindheit» jetzt an ihren Sohn Peter weitergibt, spricht über ihre Auffassung von Ehe, die sie haben möchte «wie bei den Indianern», gibt sich selber preis: Nicht emanzipiert möchte sie sein, nicht gleichberechtigt, sondern sich von einem Partner «voller Gütigkeit, Zuverlässigkeit und Humor» verwöhnen lassen; das wäre ihr Ideal.

Gabi A., 16jährig, Schülerin, ist für mich in seiner einfachen Offenheit das eindrücklichste Porträt: Mit den scharfen Augen der Jugend durchschaut das junge Mädchen seine Familienverhältnisse, trauert um den Grossvater, mit dessen Augen sie die Welt (auch) sieht, und schwankt zwischen Zukunftserwartung und Anpassung an die gegebenen Verhältnisse.

Ute G. (24), Facharbeiterin, ledig, ein Kind: Auch sie schaut zurück, woher sie kommt, und vorwärts auf das, was ihr vorschwebt – die Grossfamilie. «Ich hab' eben ein Ziel in mein' Kollektiv: die Leute so weit zu erziehn, dass sie jenau wissen, warum sie arbeiten, und dass sie sich für allet verantwortlich fühlen. (...) Es gibt ja kein Ziel, wohin man will, bloss man muss sich bewegen ...»

Und dann Lena K. (43), Dozentin an der Hochschule für bildende Künste, verheiratet, drei Kinder – die klar über «das Rädchen Partnerschaft» nachgedacht hat. «Mein Leben wird eigentlich davon regiert, dass ich meiner Gesellschaft beweisen möchte, wie ich von dem, was ich tue, überzeugt bin.» Und indem sie spricht, stellt sie gleichzeitig sich, ihr Verhältnis zu ihren Kindern, zu ihrem Partner, zur Arbeit, zum Halten und Loslassen immer wieder in Frage.

Maxie Wander hat nicht einfach ihr Tonband abgeschrieben, sie hat ausgewählt, gekürzt, zusammengefasst, umgestellt, hinzugeschrieben, Akzente gesetzt, komponiert, geordnet – aber niemals verfälscht.

In der Schauspielfassung wurde wohl Ähnliches unternommen, und die Radiofassung schliesslich hat vier dieser Protokolle auf die eigene, vorgegebene Zeit verkürzen müssen.

Was im «Hörspiel» (das eigentlich gar keines ist – eher eine Hörfolge) möglich ist, bleibt naturgemäss Bruchstück, herausgebrochen aus dem «Bogen», den Maxie Wander mit ihren schriftlichen Protokollen – nicht nur über die Generationen hinweg – schlägt, und dessen Vollständigkeit ihr sehr wichtig war.

Ein grosser Nachteil des Mediums Radio ist die Zeitbeschränkung und die damit verbundene Notwendigkeit zur Kürzung der Lebensgeschichten: Wer das Buch kennt, wird merken, wie diese sich (zum Glück) gegen diese begrenzende Vergewaltigung sperren. Vor allem aus diesem Grunde bleibt als eindrücklichstes Porträt dasjenige der jungen Gabi im Gedächtnis. Hier mussten die wenigsten Kürzungen und Umstellungen gemacht werden.

Doch noch im «Stückwerk» der Radiofassung sind diese Selbstoffenbarungen stark und wirken anregend, wecken Zustimmung, Widerspruch und Nachdenken über sich selber. Wenn somit sowohl Schauspiel wie Hörfolge nur annähernd den Reichtum dieses Buches bewusst machen können, dürfen sie doch das Verdienst für sich buchen, aufmerksam zu machen auf eine der wichtigsten Erscheinungen in der Frauenliteratur der letzten zehn Jahre. ■

AZ
3000 Bern 1

Eine informative Broschüre zu einem wichtigen Thema, das vielen von uns zuwenig bekannt ist:

Dr. Hans Georg Lüchinger

Das Bundeshaus ist ein Dorf

Ein Erfahrungsbericht über das schweizerische Milizparlament

Aus persönlicher Erfahrung während rund 20 Jahren vermittelt alt Nationalrat Lüchinger ein realistisches Bild und eine praxisnahe Schilderung der Funktionsweise der Schweizerischen Bundesversammlung mit ihren zwei Kammern.

112 Seiten
mehrere Abbildungen und graphische Darstellungen
broschiert
Fr. 19.50

Im Buchhandel erhältlich

Verlag Stämpfli & Cie AG Bern
Postfach 2728, 3001 Bern